

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 25 (2018)
Heft: 279

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

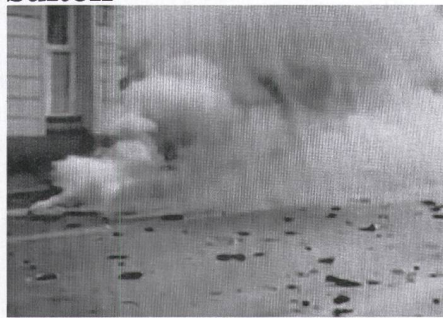
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Saiten



68+50=?

Edi Dürren: Der Erfinder des Kickerbords
lebt in Winterthur und lachert. (S. 34–37)

Rebecca Cuperlo: Die Glasologie und die
Kunst des Schneemessens. (S. 38–41)

Roman Singer: Eine Hommage zum 80.
von Christoph Keller. (S. 48–51)

Saiten Nr. 278, Mai 2018

Sehr interessanter Text aus einer anderen
Zeit von Chris und seinen damaligen
Freunden – Peace!

Virginie Fabre auf Facebook zum Beitrag
«Moskau einfach»

Wunderbar!

Sabine Wackernagel zu «Schäfers Stunde #34:
Level up your life!»

In eigener Sache

«Du hast Freude an der redaktionellen Arbeit, schreibst gut und gerne, kennst die kulturellen und kulturpolitischen Eigenheiten der Ostschweiz und arbeitest gerne im Team. Du bist versiert im Umgang mit den neuen und sozialen Medien und gut vernetzt.» Schöne Anforderungen unsererseits – für eine schöne Stelle: Saiten sucht einen neuen Kollegen oder eine neue Kollegin für die Redaktion. Ersetzen müssen wir Frédéric Zwicker, der nach dem Sommer ganz auf die Karten Literatur und Musik setzen wird. Weitere Infos zur Stelle gibt es im Inserat nebenan und online oder direkt bei redaktion@saiten.ch.

Viel geklickt

Der FC St.Gallen wechselt seine Trainer nicht grad so häufig wie andere ihre Unterhosen, aber doch oft genug. Seit Mitte Mai am Hebel: Peter Zeidler. Die Espen setzten damit «alles auf eine Karte – die Reise führt vorerst ins Ungewisse, dafür beginnt sie harmonisch», kommentierte das Senf-Kollektiv unter dem Titel *Die Ungeduld der Verliebten* auf saiten.ch. «Hüppi und Sutter fahren mit der Luftbahn durch die Nacht. Destination: Luftschloss.» Das Kader der St.Galler sei aber nur bedingt auf diese Revolten-gierige Spielweise ausgerichtet, die Zeidler in «Rangnicks Fussballlabor» erprobt habe. Fanden nicht alle lustig:

Hans Dampf schreibt:

Übler als Fernseh-Sprech ist Besserwiss-Sprech dieses «Kollektivs» mit sarkastischem Unterton. Es ist die «Wir-haben-es-ja-schon-immer-gewusst/gesagt»-Police von Neunmalklugen, die sich damit vor- und gleichzeitig vor Misserfolgen und Erfolgen schützen wollen.

Und Hans Fässler bemerkt:

Wenn ich im St.Galler Tagblatt von Christian Brägger lese «Der FC St.Gallen sucht seine Seele», dann ist das keine Überraschung. Das Tagblatt gehört zur ganzen Medien-, Ablenkungskonsum- und Geldmaschine rund um den FC. Wenn SVP-Nationalrat Thomas Müller sagt: «Es braucht das Wir-Gefühl», dann überrascht das auch nicht. Er gehört zum ganzen rechtsbürgerlich-lokalpatriotischen Promi-Kuchen rund um den FC. Aber wenn ich im Saiten lese: «Equipen, die kombinationssicher sind, schaffen es, die Pressingwellen zu umspielen», dann verstehe ich bis heute nicht, was das das dort soll. Auch wenn sich das Senf-Kollektiv im restlichen Artikel wahnsinnig bemüht, kritisch zu sein. Sie spielen doch das Spiel der anderen mit. Und Saiten auch.

Möglicherweise können Toni Sallers fussballethnologische Anekdoten von der WM 78 in Argentinien die kritischen Gemüter etwas beruhigen, zu finden im Perspektiven-Teil dieses Hefts.

Seit April gibt es ja eine neue Redaktion in der St.Galler Innenstadt, jene des Online-Wochenmagazins «Die Ostschweiz». Schön, dass die Region ein neues Medium hat, fanden wir. Das fragwürdige: Statt dem versprochenen Hintergrund dominieren (zumeist rechte) Meinungen. Hier der ganze Text: saiten.ch/flair-fuer-wutbuerger-die-neue-ostschweiz/.

Die Macher der neuen «Ostschweiz» waren darüber nicht sehr amused und fühlten sich bemüsst, noch am selben Tag ihre (un)politische Haltung darzulegen. Nicht ohne den Hinweis, dass sie die in der Mediendokumentation ausgewiesenen Besucherzahlen der Onlineausgabe von Saiten «bereits nach einer Woche übertroffen» hätten – Gratulation! Unterzeichnet war der Text – wie der unsrige – mit «Redaktion». Weil einige das als «mindestens unseriös» von Saiten-Seite empfunden haben, lösen wir das (technisch bedingte) Mysterium um die hochgeheime Saitenredaktion an dieser Stelle: Besagter Text wurde von Peter Surber und Corinne Riedener geschrieben.

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.



REDEPLATZ

«Man muss das heutige Geldwesen einschränken»

Reinhold Harringer vom Vollgeld-Initiativ-Komitee über den «grossen Dietrich», die Kritik am Abstimmungsbüchlein und die Argumente der Gegner.

INTERVIEW: CORINNE RIEDENER, BILD: ANDRI BÖSCH

Früher dominierte die Realwirtschaft, heute fliessen weltweit etwa vier Fünftel des Geldes in die Finanzwirtschaft. Wie ist es dazu gekommen?

Reinhold Harringer: Schwer zu sagen... Eine Vorbedingung dafür war sicher die Geldschöpfung der Banken durch die Vergabe von Krediten. Man hat sich damit neue Möglichkeiten geschaffen, um Geld zu produzieren. Dadurch ist es sehr viel einfacher geworden, beispielsweise Wertschriften oder Liegenschaften zu kaufen: weil man das Geld nicht zuerst gespart haben muss. Das hat auch Vorteile gebracht und für eine grosse wirtschaftliche Dynamik gesorgt. Der britische Historiker Niall Ferguson zum Beispiel sagt, dass es die Industrialisierung ohne die virtuelle Geldschöpfung so nie gegeben hätte. Darum sollte man das heutige Geldwesen nicht verteufeln – aber man muss es einschränken.

Warum gehört Geld, neben Sex und Macht, zu den Themen, die die Menschen am meisten aufwühlen?

Goethe hat es so formuliert: «Habt Dank ihr Dietriche, ihr seid der Trost der Welt, durch euch erlang ich ihn, den grossen Dietrich: Geld!» Es geht also um die fast absolute Verfügbarkeit der Dinge. Man kann sich nicht alles kaufen mit Geld, aber sehr vieles. Und im Unterschied zu andern Gütern nimmt der sogenannte Grenznutzen nicht ab: Wenn man fünf Äpfel isst, ist der Hunger gestillt. Aber beim Geld gibt es keine Sättigung, im Gegenteil. Wer viel davon hat,

will meistens noch mehr. Selbst die Glücksforschung sagt: Geld macht nicht glücklich, aber es vereinfacht vieles.

Wie halten Sie es persönlich mit dem Geld?

Mich interessiert es vor allem auf theoretischer Ebene. Ich habe selber auch schon grössere Mengen Geld verwalten dürfen, bin aber schlicht kein Spekulant. Geld anzulegen macht mir nicht wirklich Freude, denn man muss auch verstehen, dass wenn die Aktienkurse steigen, irgendjemand diesen Wert erarbeitet hat. Darum sehe ich es auch nicht gerne, wenn die Schweizer Nationalbank weltweit Geld anlegt und damit Teil des internationalen Finanzkapitals wird. Das ist ein falsches Selbstverständnis der Nationalbank, sie müsste sich mehr als Währungsbehörde verstehen, weniger als Bank der Banken.

Im April haben Sie bzw. das Initiativ-Komitee eine Abstimmungsbeschwerde wegen Fehlinformation eingereicht, die sich gegen die Nationalbank, die Finanzdirektoren und auch gegen den Bundesrat richtet. Warum?

Die Initiative wird von der SNB und vom Bundesrat praktisch halbiert: In unserem Initiativtext steht, dass die Nationalbank einerseits schuldfreies Geld in Umlauf bringt und andererseits den Banken befristete Darlehen geben kann. Die Nationalbank und der Bundesrat interpretieren das so, dass jegliches neue Geld schuldfrei sein muss und klam-

mern den zweiten Weg zur Geldschöpfung, die Darlehen an die Banken, völlig aus. Dieser ist jedoch sehr wichtig, denn so kann die Nationalbank auch weiterhin über die Zinsen steuern, Devisenkäufe tätigen oder die Geldmenge verkleinern. All das wird im Abstimmungsbüchlein verschwiegen.

Daneben enthält es noch zahlreiche andere Fehler: Es heisst zum Beispiel, dass der Finanzsektor 5,6 Prozent der Gesamtbeschäftigung in der Schweiz ausmache. Das ist irreführend, denn diese Zahl umfasst die Banken und die Versicherungen, welche mit der Abstimmung gar nichts zu tun haben. Die Banken machen lediglich 3 Prozent aus. Ausserdem schreibt der Bundesrat, dass Banken auf zwei Arten Kredite vergeben können: indem sie Geld schaffen oder indem sie das Geld der Sparer weitergeben. Auch das ist falsch. Bei der Kreditvergabe werden keine Spargelder von Kunden weitergeben. Das wäre erst mit der Annahme der Vollgeld-Initiative der Fall.

Sie sagen, dass man mit dem Vollgeld die Verschuldung der Gesellschaft massiv reduzieren könnte. Wie funktioniert das genau?

Unsere Idee ist es, einen Teil des Geldes schuldfrei in Umlauf zu bringen, sozusagen den Grundbedarf der Schweizer Volkswirtschaft. Wir reden dabei von etwa 300 Milliarden. Heute ist das sogenannte Schuldgeld, das über Bankkredite in Umlauf gekommen ist. Dieses Geld wollen wir peu à peu durch schuldfreies Geld der Nationalbank ersetzen.

Eine Hauptsorge der Initiativgegner ist, dass man von den normalen Banken keine Kredite mehr bekommt, weil sie nur noch ausleihen können, was 100-prozentig gedeckt ist – und die Wirtschaft dadurch zum Erliegen kommt. Was entgegnen Sie?

Das stimmt schlicht nicht. Die Nationalbank hat den Auftrag, neben der Preisstabilität auch für Vollbeschäftigung zu sorgen und kann den Banken jede Geldmenge geben, um dieses Ziel zu erreichen. Deshalb ist diese Angst völlig unbegründet. Ausserdem ist es ja so, dass in der Schweiz sehr viel gespart wird und die Sparer wären vermutlich froh, wenn sie dieses Geld anlegen und damit einen Zins erwirtschaften könnten.

Eine andere Befürchtung ist, dass die Nationalbank durch das Vollgeld eine zu starke Monopolstellung hätte.

Es ist ja nicht die Nationalbank, die die Kredite vergibt. Sie macht nur das Geld und gibt es den Banken, die es dann ihrerseits als Kredite vergeben. So gesehen hat sie bei der Kreditvergabe kein Monopol, sondern legt lediglich den Rahmen für die Kreditvergabe seitens der Banken fest. Es stimmt auch nicht, dass die Nationalbank im Alleingang die Geldmenge festlegt. Wenn sie Darlehen an die Banken vergibt, bestimmt über die Nachfrage auch der Markt über die Schaffung von Geld. Die Nationalbank kann auf diesem Weg die Geldmenge steuern, indem sie die Zinsen je nach Konjunkturlage festlegt.

Der Bundesrat sagt, dass das Vollgeld nicht zwingend vor Krisen schützt. Ist diese Angst begründet?

Vollgeld kann uns nicht vor internationalen Krisen schützen, aber es kann die Auswirkungen auf die Schweiz mindern, da unser Geld «sicher» wäre. Eine schweizerische Immobilienblase hingegen könnte man mit dem Vollgeld-System sicher besser vermeiden als im heutigen System, da die Nationalbank stärker die allgemeine Wirtschaftsentwicklung im Auge hat, während die Banken bei der Kreditvergabe eigene Interessen verfolgen.

Das Finanzsystem ist global. Kann Vollgeld überhaupt funktionieren, wenn nur die Schweiz mitmacht?

Ja, wir sind dieser Meinung. Das Ausland merkt nichts von dieser Umstellung. Wir zahlen weiterhin mit Schweizer Franken und wie dieser hergestellt wird, interessiert im Ausland niemanden. Entscheidend ist das Vertrauen in die Währung. Ausserdem wird international bereits heute mit Notenbankgeld, also mit Vollgeld gearbeitet.

Die aktuelle Geldpolitik hat viel zur Umverteilung von unten nach oben beigetragen. Momentan geistert auch wieder die Idee einer Finanztransaktionssteuer herum. Was halten Sie davon?

Auch ein interessanter Ansatz. Marc Chesney, ein Finanzprofessor aus Zürich, arbeitet gerade an einer entsprechenden Initiative. Er geht aber noch weiter und fordert eine Mikrosteuer auf jede Transaktion, nicht nur auf jene an den Finanzmärkten. Wenn man also eine Flasche Mineralwasser kauft, zahlt man beispielsweise eine Mikrosteuer von 2 Promille darauf. Beim Wasser macht das natürlich sehr wenig aus, aber wenn man für fünf Millionen Aktien handelt, schenkt das schon ein – und würde laut Chesney letztlich sogar dazu führen, dass praktisch alle anderen Steuern abgeschafft werden könnten.

Zum Schluss ein Blick in die Kristallkugel: Wie ist Ihre Abstimmungsprognose?

Die jüngsten Umfragen haben eine Zustimmung von 35 bis 40 Prozent ergeben – das wäre ein tolles Resultat. Alles unter 30 Prozent würde mich schmerzen, alles über 40 wäre sensationell.

Die Initiative:

Vollgeld ist ein vollwertiges, gesetzliches Zahlungsmittel, das von der Nationalbank hergestellt wird. Bis jetzt gelten nur Münzen und Banknoten als Vollgeld. Das von den Banken erzeugte Geld ist kein gesetzliches Zahlungsmittel, sondern lediglich ein Versprechen der Bank, bei Bedarf Bargeld auszus zahlen.

90 Prozent der Geldmenge besteht heute aus elektronischem Geld, das von den Banken in Umlauf gebracht wird. Die Vollgeld-Initiative will diesen Zustand ändern und das verwirklichen, was sich die meisten Menschen wünschen oder heute schon für Realität halten:

1. Die SNB stellt nicht nur Münzen und Banknoten her, sondern auch das elektronische Geld. Damit wird jegliches Geld zum gesetzlichen Zahlungsmittel und erstmals völlig sicher. Neues Geld soll schuldfrei über den Staat oder die Bürger oder als verzinsliche Darlehen an die Banken in Umlauf kommen.

2. Banken sollen nicht selber hergestelltes Geld verleihen, sondern Geld vermitteln, das sie von Sparern, andern Banken oder der Nationalbank erhalten haben – was einem traditionellen Bankenverständnis entspricht und die Krisenanfälligkeit des Bankensystems massiv reduziert. Die Banken bleiben weiterhin zuständig für Zahlungsverkehr, Vermögensverwaltung und Kreditvermittlung.

Weitere Informationen: vollgeld-initiative.ch

Reinhold Harringer, Dr. oec., war von 1989 bis zur Pensionierung 2011 Finanzamtsleiter der Stadt St.Gallen. Er ist Mitglied und Sprecher des Vollgeld-Initiativ-Komitees.

Wie wir leben wollen



Wir kennen alle die altklugen Tipps der älteren Generation in unserem Umfeld. Die uns erklären, wie wir leben sollen. Und was richtig oder falsch ist. Wir kennen auch alle diejenigen, die Teil unserer Generation sind und uns sagen, wie wir zu leben haben.

Letztens wurde ich in einer Bar gesichtet, die zwar teure, aber gute Cocktails anbietet. Als ich mich später in meine Stammbeiz begab, fielen Sprüche, dass ich mich neuerdings wohl lieber in der «teureren» und «abgehobenen» Welt aufhalten würde. Aufgefallen ist mir dieses Verhalten vor allem in linken Kreisen. Als ich letztes Jahr meine jetzige Wohnung bezog, fielen auch erstmal Sätze – natürlich nicht gegenüber mir persönlich –, wieso wir eine so grosse Wohnung nur zu zweit bewohnen würden. Muss ich dazu Stellung beziehen, wie und wo ich leben möchte? Muss ich mich schlecht fühlen?

Ich bin mir sehr wohl darüber bewusst, dass ich mir Dinge leisten kann, die sich ein Teil unserer Gesellschaft nicht leisten kann. Nicht weil ich reich bin, sondern weil ich 100 Prozent arbeite und noch keine Kinder habe. Man kann sich jetzt fragen, weshalb ich Vollzeit arbeite und einen vollen Lohn benötige. Ganz einfach: weil ich es so will.

Auch ein gerne bewertetes Thema ist der Urlaub der Anderen. Mir fällt auf, dass man in alternativen Kreisen am besten mit einem Interrail-Ticket die Ferien verbringt. Urlaub mit 10/10 Punkten. Aber Vorsicht, auf Interrail gehören sich nur Hostels, Couchsurfing oder Airbnb. Alles andere wäre nicht Interrail.

Den Kontinent zu verlassen, ist nur dann okay, wenn man sich in eher ärmere Länder begibt und dabei noch freiwillige Arbeit ausübt. Schulunterricht in Peru für Strassenkinder, sowas in der Art. Nur Reisen ohne eine zusätzliche Tätigkeit würde einen zum «Traveller» machen, was mittlerweile auch ein eher abzulehnender Ausdruck ist.

Auch ich werte, so wie vermutlich ein Grossteil der Bevölkerung einer Kleinstadt wie St.Gallen wertet. Gesellschaftliches Verhalten kritisieren ist auch erlaubt, ich glaube aber, es hilft mehr, wenn man die Gesellschaft als Ganzes kritisiert statt mit dem Finger auf Einzelne zu zeigen. Zumindest für mich als linke Person ist das eine verkürzte Art der Kritik. Vermutlich schreibe ich darum jeden Monat diese wertende Kolumne; damit ich lerne, mit diesen Widersprüchen zu leben.

Aber: Irgendwann ist es nicht mehr nur die Wohn- oder die Konsumsituation, die bewertet wird, sondern die komplette Lebensweise. Auf einmal beginnt man Frauen zu werten, die ihre Kinder nicht stillen wollen. Oder man wertet als heterosexuelle Person andere, die gleichgeschlechtlich heiraten wollen. Oder man wertet Menschen, die überhaupt heiraten wollen. Darum würde es vielen guttun, erstmal darüber nachdenken, welches Urteil aus der eigenen Position heraus einem überhaupt zusteht.

Nadia Kusch, 1994, arbeitet Vollzeit und beschäftigt sich in ihrer Freizeit gerne bei einem Glas Rotwein mit gesellschaftlichen Niedergängen. Sie plant gerne das Auswandern, zieht es aber nie durch. Sie lebt in St.Gallen und schreibt die Hässig-Kolumne in Saiten.

«Huere Jugo»



Meine Heimat, damals noch Jugoslawien genannt, verliess ich mit Ende 20. Das Leben dort war sehr schön, aber man konnte spüren, dass sich ab Präsident Titos Tod vieles zum Negativen entwickelte, was ich nicht stillschweigend hinnehmen konnte. Schliesslich beschloss ich, dass es besser ist, mich zu «entfernen».

Bei meiner Ankunft in Basel war mir vieles fremd: In Jugoslawien konnte man die Lebensfreude der Menschen förmlich spüren. Sie hatten gute Laune, waren zufrieden mit ihrer Arbeit und der Infrastruktur – ein beinahe perfektes Leben, geradezu utopisch. Die Strassen waren immer voller Menschen, zumindest in der Vojvodina, wo ich aufwuchs. In Basel hingegen lief ich oft durch menschenleere Gassen, besonders an Sonn- und Feiertagen. Ich fühlte mich wie in einem mittelalterlichen Roman.

Wenn ich an meine erste Zeit in der Schweiz denke, kommen in mir sowohl positive als auch weniger schöne Gefühle auf. In Basel war ich bei einer gemischten, aristokratischen Familie (ein Serbe und eine Schweizerin mit einer Tochter) zu Besuch, wo ich Bekanntschaften mit Landsleuten und auch mit Schweizerinnen und Schweizern machte. Die Menschen waren sehr freundlich, doch fiel mir eines schnell auf: Im Gegensatz zu Jugoslawien waren hier die Klassenunterschiede deutlich zu spüren.

Das Leben in der Schweiz gefiel mir aber so sehr, dass ich den Entschluss fasste, mich hier niederzulassen. Schnell merkte ich, dass dies kein leichtes Kapitel in meinem Leben wird, denn niemand wollte einem helfen. Nein, nicht einmal die eigenen Landsleute.

Die Sprache lernte ich zunächst über aus der Heimat mitgebrachte Bücher, später dann bei einer Familie, die mich als Haushälterin einstellte. Da sie mir keine Papiere besorgen konnte oder wollte, begann ich die «Glückspost» zu kaufen und fand dadurch einen Job im Service und erhielt eine Saisonbewilligung.

Unsere Stammgäste mochten mich. Mein Arbeitgeber und die Angestellte mit Schweizer Herkunft jedoch nicht, was deutlich zu spüren war. Es war das erste Mal, dass ich den Ausdruck «huere Jugo» von einem Arbeitskollegen hörte. Er grinste mir dabei ins Gesicht, da ich offensichtlich nicht wusste, was dies bedeutet.

Das Beispiel soll veranschaulichen, dass einerseits der Kampf um eine Aufenthaltsbewilligung hart war, jedoch nicht so hart, wie der Umgang mit den neuen zwischenmenschlichen Verhältnissen beziehungsweise Unmenschlichkeiten, die ich in der Schweiz erfuhr. Gegen aussen schienen viele Menschen nett, doch zu viele von ihnen entpuppten sich als Eigenbrötler, was ich aus der Heimat nicht kannte.

Wie ich zu sagen pflege: Ein Herz haben alle, eine Seele nicht.

Slavica Ojdanić-Jakovljević, 1960, ist Pflegeassistentin und lebt in St.Gallen.

Die Stimmrecht-Kolumne wird in den kommenden Monaten von verschiedenen Personen aus dem Umfeld der SP Migrant*innen St.Gallen geschrieben.

Fotomuseum Winterthur

Jürgen Teller –
Enjoy your life!

02.06.–07.10.2018

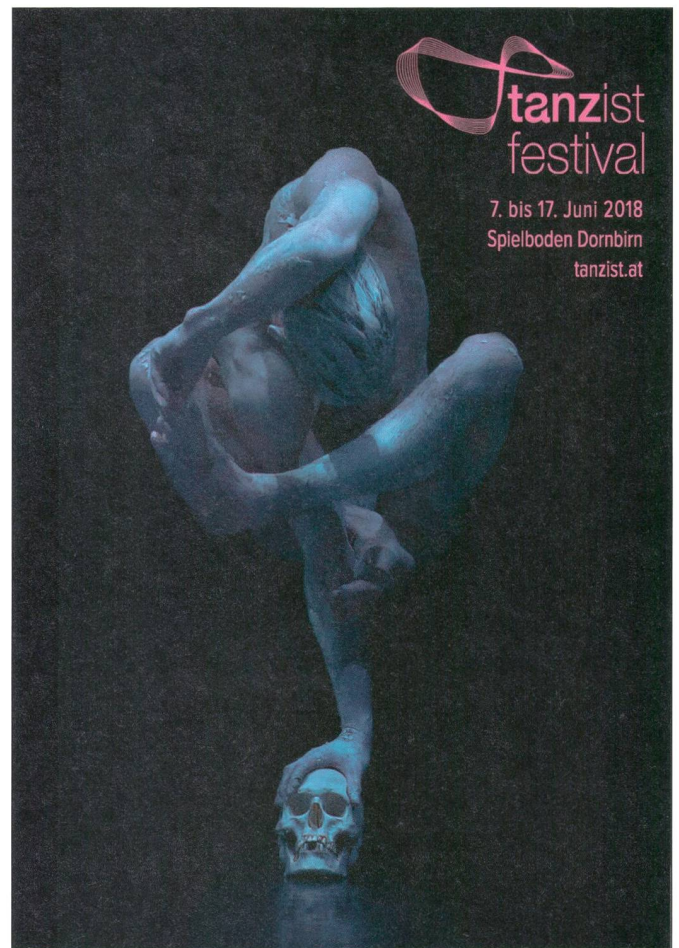
SITUATIONS/Follower

28.04. – 01.07.2018

Fotostiftung Schweiz

Jojakim Cortis &
Adrian Sonderegger –
Double Take

02.06.–09.09.2018



Architektur Forum Ostschweiz

Sommer Camp Architektur

Entdeckungsreise Architektur



Für Kinder und Jugendliche Jahrgänge 2003–2008

St. Gallen 10.–13. Juli 2018 jeweils 9–17 Uhr
Architektur Forum Ostschweiz, Davidstrasse 40, 9000 St. Gallen

Weitere Durchführungsorte:

Wil 10.–13. Juli 2018 / Altstätten 17.–20. Juli 2018 /
Wattwil 17.–20. Juli 2018 / Teufen 17.–20. Juli 2018 /
Rapperswil-Jona 7.–10. August 2018

Kosten: Fr. 50.–, inkl. Verpflegung. Anmeldeschluss: Fr 15. Juni 2018
Anmeldung an sommerncamp@a-f-o.ch
Mehr Informationen unter www.a-f-o.ch

Architektur Forum Ostschweiz

Davidstrasse 40 / 9004 St. Gallen / T 076 345 16 93 / www.a-f-o.ch / info@a-f-o.ch
BSA / BSLA / FHS St. Gallen / FSAI / Universität Liechtenstein / SIA SG-A / SIA TG / STV / SWB

Musikfestwoche Meiringen
6.–14. Juli 2018

conjunction



Künstlerischer Leiter: Patrick Demenga

Klassik – 10 Konzerte vom feinsten

Grosse Werke der Kammermusik, Neues und Rares
in unerhörten Interpretationen ...



Der Goldene Bogen

Die Weltklasse-Geigerin Antje Weithaas wird
ausgezeichnet.

Geigenbauschule Brienz

Tradition und Innovation: eine inspirierende Verbindung

Vorverkauf:

kulturticket.ch, Telefon 0900 585 887
haslital.ch, Telefon 033 972 50 50

www.musikfestwoche-meiringen.ch



Jungfrau Zeitung



...um gesundes Essen.



Fünf Portionen werden empfohlen. Für jeden einzelnen Tag. Bei jedem Wetter. Werktag oder Feiertag. Zuhause oder unterwegs. 1'825 Portionen Früchte und Gemüse im Jahr.

Kartoffeln? Zählen nicht: zu viel Stärke. Knoblauch? Zählt nicht: nur ein Gewürz. Dosenfrüchte? Eher nein: zu viel Zucker.

Gar nicht so einfach. Nach diesen Regeln zu leben. Denkt Herr Sutter. Herausforderungen beim Einkaufen, beim Rüsten, bei der Buchhaltung.

Wo Herausforderungen sind, da naht auch Hilfe. Weiss Herr Sutter. Gute Ratschläge der karitativen Label-Trägerorganisationen. Gute Produkte der Partnerfirmen aus der verarbeitenden Industrie. Saisontabellen zum Ausdrucken, Kochvideos auf Facebook und ein Ratgeber für Vorgesetzte.

Bernhard Thöny, 1974, lebt in St.Gallen und ist kantonaler Angestellter. Sein Herr Sutter sorgt sich monatlich in Saiten.

Rotes Käppchen, weisser Kuchen



Eigentlich sind die Rollen klar verteilt: Ich gebe den Märchenonkel mit der warmen, sonoren Stimme. Die Gurke und die Bohne sind die willfährigen Zuhörer.

Wie die meisten Kinder, die ich kenne, lieben es auch die meinen, immer und immer und immer wieder die gleichen Geschichten erzählt zu bekommen. Weshalb die warme, sonore Stimme mittlerweile ganz schön leiert. Und ich gelangweilt gähne, wenn mal wieder eine Hexe brennt, ein Wolf aufgeschnitten wird oder ein Skelett in irgendwelchen Dornenranken hängt.

Darum kann ich manchmal der Versuchung nicht widerstehen, die Märchen ein wenig aufzupeppen. Was aber beim Publikum gar nicht gut ankommt. Als ich zum Beispiel, in einem Moment tiefster narrativer Verzweiflung, die Hexe beim Öffnen der Ofentüre kräftig furzen liess, wiesen mich die Zuhörer sofort zurecht. «Nein, Papi, so geht die Geschichte nicht!»

Ich war daher freudig überrascht, als eines Abends die Bohne ein Märchen erzählen wollte. Ich konnte mich also für einmal darauf beschränken, kritische Zwischenfragen zu stellen, statt sie, wie sonst üblich, beantworten zu müssen.

«Rotkäppchen geht zur Oma», begann sie, «und im Wald ist auch ein weisser Kuchen.» – «Oh», sagte ich. «Was macht denn der weisse Kuchen im Wald?» – «Er geht auch zur Oma.» – «Hat denn der weisse Kuchen Beine?», fragte ich. «Nein», sagte die Bohne. «Wie kann er denn dann zur Oma laufen?» Sie: «Er hüpfet.» – «Und was macht der weisse Kuchen bei der Oma?» Die Bohne ignorierte meine Frage. «Bei der Oma ist der Wolf», sagte sie. «Er hat Rotkäppchen überholt. Rotkäppchen fragt ihn: Warum hast du so grosse Zähne?» Dann verstellte die Bohne ihre Stimme und wird zum Wolf: «Damit ich dich besser fressen kann!» – «Und dann?» – «Dann verschluckt er das Rotkäppchen.» Es entstand eine Pause. «Und was macht der weisse Kuchen?» fragte ich. «Den frisst der Wolf auch.»

Die Bohne schaute mich zufrieden an. Offensichtlich war ihre Version von Rotkäppchen nun, wo auch der Kuchen verputzt war, zu Ende. Das mussten der Wolf und ich erst einmal verdauen. Schliesslich hatte es meine Tochter gerade geschafft, den wahren Helden, den Jäger, aus der Geschichte zu tilgen und so das angestaubte Märchen in einer beklemmenden, im eigentlichen Sinne modernen Variante neu zu erzählen.

Besonders erwähnenswert scheint mir dabei das raffinierte Spiel mit den Identitäten von Wolf und Kuchen. Bis zum Ende treibt den Zuhörer die bange Frage um: Ist der weisse Kuchen der Wolf? Aufgelöst wird diese Spannung erst durch den Verzehr des einen durch den anderen: Natur verschlingt Kultur. Die eigentliche Pointe liegt nun aber darin, dass durch diese Einverleibung die zunächst syntagmatisch angedeutete und dann explizit negierte Identität schliesslich doch noch Faktizität erhält. Die Erzählung endet somit in einer Art gestaffeltem Paradoxon. Ganz ehrlich: Könnte man eine Geschichte brillanter abschliessen? Ein alter Märchenonkel jedenfalls kann da nicht mithalten.

Marcel Müller, 1977, ist zweifacher Vater, Journalist und Exil-Flawiler in Zürich. Er schreibt über die Freuden väterlicher Existenz.





Lassen Sie sich

gute Werbung aufzeigen

Sie wünschen eine Broschüre mit gewissen Finessen drucken zu lassen? Wählen Sie uns als Partner.

Wir lassen uns gerne auf solch besondere Projekte ein und entwickeln die perfekte Lösung für Sie.

Lassen Sie sich persönlich Beraten und gemeinsam finden wir die passende Lösung für Ihre anspruchsvolle Kundschaft.

Made in Switzerland – printed by
Niedermann Druck AG.

NiedermannDruck

Letzistrasse 37
9015 St.Gallen
Telefon +41 71 282 48 80
Telefax +41 71 282 48 88
info@niedermanndruck.ch
www.niedermanndruck.ch

- LED-UV-Druck mit erhöhter Färbung
- High-End-Bildbearbeitung
- Satz und Gestaltung
- Digitaldruck auf alle Papiere
- Offsetdruck mit Feinrastertechnik
- Industrie- und Handbuchbinderei

Brauch ich das?

Niemand weiss, wie viel Lebenszeit man am Ende geschenkt bekommen haben wird. Das spielt auch eine ganze Weile gar keine Rolle, weil man zwar irgendwie um die Endlichkeit weiss, aber sie nicht fühlt. Das kommt dann irgendwann, ganz leise, schleichend. Ich weiss auch gar nicht mehr, wann ich mir das erste Mal die Frage gestellt habe: «Brauche ich das noch?»

Seither frage ich mich das aber ständig, zum Beispiel, wenn ich im Ausverkauf eine praktische, warme und vor allem leichte Daunenjacke sehe, die mit Knöpfen geschlossen werden kann. Das Einfädeln von Reissverschlüssen macht mir in der Zwischenzeit ganz schön Mühe – und bei eisigen Temperaturen mit offener Jacke rumlaufen, das mache ich dann doch nicht. So eine leichte Jacke mit Knöpfen ist eigentlich genau das, was ich suche. Sie passt mir sogar wie auf den Leib geschneidert, gefallen tut sie mir auch. Und sie ist ein ganz schönes Stück herabgesetzt.

Jetzt müsste ich nur noch zugreifen, zur Kasse gehen, bezahlen – und ich wäre für den nächsten Winter bestens gerüstet. Denn der nächste Winter kommt bestimmt. Nur, werde ich auch nochmal dabei sein? Das führt dann dazu, dass ich lange überlege, zaudere, zögere, nur um dann doch zu beschliessen, dass ich noch einige Winter mitmachen werde.

Helga Meyer, 1930



Das brauch ich!

Ein Bett, ein bisschen zu essen und etwas zu trinken: Mehr brauchen Minimalisten angeblich nicht, um glücklich zu sein. Beneidens-, mindestens bewundernswert, finde ich. Minimalisten tauschen Besitz gegen Freiheit, sie reduzieren die Komplexität und konzentrieren sich auf das Wesentliche. Das können soziale Kontakte sein, es kann aber auch die Ruhe sein, die wir uns so oft wünschen, oder es ist das neuste Smartphone, das andere elektronische Geräte, aber auch Bücher und Regale ersetzt und Raum schafft.

Nur, Raum wofür? Was mache ich denn mit dem ganzen Raum, wenn ich ihn nicht mehr mit Dingen füllen kann? Dingen wie Lederjacken oder Büchern zum Beispiel. Zu beidem kann ich nämlich ganz schlecht Nein sagen, was zur Folge hat, dass ich auf der einen Seite für fast jede Witterung mit Lederjacken ausgestattet bin und dass ich auf der anderen Seite so was wie eine private Bibliothek besitze. Vor ein paar Jahren dachte ich mir allerdings: «Jesses! Wenn du das alles zügeln musst!»

Und so hab ich mich ans Ausmisten gemacht. Radikal ausmisten, Platz und Luft schaffen wollte ich. Seither vermisse ich die (zuvor nie wirklich beachteten) James-Bond-Taschenbücher aus den 60ern sehr. Weniger mag manchmal mehr sein, manchmal ist es aber auch genau das: weniger.

Janine Meyer, 1983

Helga Meyer, 1930, und ihre Enkelin Janine Meyer, 1983, reden viel miteinander über Alltägliches, manchmal aber auch ganz gezielt über «Damals und Heute». Für Saiten führen sie monatlich einen Dialog der Generationen.